

Anna Kim: Die gefrorene Zeit
Roman. Droschl Verlag, Graz 2008.

Verbindliche Nüchternheit

(*bu*) Es ist nicht gerade ein einladender Titel, den die 31-jährige Schriftstellerin Anna Kim für ihren ersten Roman gewählt hat: „Die gefrorene Zeit“ steht da auf eisig hellblauem Grund, und schlägt man das Buch doch auf, überlegt man sich schon, es gleich wieder zuzuschlagen; noch bevor der eigentliche Text einsetzt, findet sich eine Worterklärung: „Ante mortem data is comprehensive information given by the person who last saw the missing person...“ – Das „ante mortem“ meint zwar noch „vor dem Tod“, lässt aber an dessen Eingetretensein keinen Zweifel mehr. Ausgefüllt werden solche Fragekataloge gleichwohl von Hoffenden, wie zum Beispiel vom Kosovo-Albaner Luan, der eines Tages in Wien mit Nora, einer Mitarbeiterin des Roten Kreuzes, so die Erinnerung heraufbeschwört an ein Verschwinden vor über sieben Jahren, als seine Frau Fahrie in der Nähe von Prishtina verschleppt wurde.

Denn die Gewissheit um den Tod der Liebsten ist vielleicht das Einzige, was ein Weiterleben ermöglicht. Die Dauer der Ungewissheit drückt sich im Romantitel aus: Es ist eine Zeit, die sich zwar am Kalender ablesen, Suchende und Hoffende aber erstarren lässt, in „gefrorener Zeit“ gefangen hält. Die Suche nach Fahrie aber, nach Überresten, die zwar keine Identität mehr haben können, aber aufgrund von „umfassenden Informationen“ zweifelsfrei einem Menschen von einst zugeordnet werden können, bringt Betreuerin und Suchenden einander näher. Und als Fahrie tatsächlich „gefunden“ wird, bittet Luan Nora, ihn in den Kosovo zu begleiten.

Anna Kims Roman ist so nahe der Realität entlang geschrieben, dass dem Leser keine Schlupfwinkel bleiben; was sich in „Die gefrorene Zeit“ abspielt, hat sich so oder so ähnlich x-fach schon abgespielt. Doch vermag die Literatur etwas, was der Realität abgeht: Sie macht auch jene betroffen, die gar nicht betroffen sind, konfrontiert also Leser mit Figuren, deren Schicksale eine Entsprechung in der Welt haben, in der sie selbst leben. Dass der jungen Schriftstellerin die Konfrontation gelingt, liegt an dieser Distanzlosigkeit, die im Text ohne jegliches Pathos und ohne jede Schuldzuweisung zur Darstellung kommt. Eine Ästhetik der Nüchternheit ohne Frage, die aber Verbindlichkeit schafft, auch oder weil beim Lesen das Atmen zuweilen schwer fällt.